

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 59.

Berlin, Mittwoch den 15. Mai

1844.

Frankreich.

Francesco Colonna, von Charles Nodier.

Charles Nodier ist selten richtig beurtheilt worden. Die Einen, von dem Reichthum seines Stils geblendet, sahen nur die Form, der Gedanke selbst aber verschwand ihnen unter der Pracht seines Gewandes; die Anderen, und es giebt deren sehr viel, welche den Gedanken mit der künstlerisch vollendeten Darstellung unvereinbar halten, konnten sein Talent natürlich nicht richtig schätzen und würdigen.

Neue, überraschende und oft tiefe Gedanken vereinigen sich bei Nodier mit einem wunderbaren Stile, den er sich zu schaffen gewußt und dessen Geheimniß er mit ins Grab genommen hat. In manchen seiner Journal-Artikel liegt mehr Phantasie und Gedanken, Schwung und Poesie, als in langen Romanen und berühmten Gedichten, die den Ruhm und Reichthum ihrer Verfasser gegründet haben. Aber Nodier lebte verschwenderisch mit seinem Genie und verstreute seine Schätze planlos unterweges. Sein reicher Geist versuchte sich in allen Richtungen, im Gedicht, im Roman, in der Kritik, in der Linguistik; und überall zeigte er dieselbe Gewandtheit, dieselbe Ueberlegenheit.

Nodier war ein feiner, geschmackvoller und sicher urtheilender Kritiker, nur übte er aus angeborenem Wohlwollen oft eine zu große Nachsicht. Aber durch diese Milde wurde er zugleich auch der Beschützer jüngerer Schriftsteller, denen er väterlichen Rath und Aufmunterung gewährte. Die Mehrzahl der heutigen literarischen Celebritäten Frankreichs ist unter seinen Flügeln aufgewachsen.

Die Unterhaltung Nodier's hatte gewöhnlich eine sanfte, melancholische Färbung und verrieth eine leidende und enttäuschte Seele. Wie die meisten bejahrten Leute, welche das Leben mit seinem eiteln Treiben erfahren haben, beklagte er sich gern über sein Schicksal. Ungeachtet seines schriftstellerischen Ruhmes, schien es ihm Vergnügen zu machen, die Leiden und Plagen eines Schriftstellers zu schildern. Er schmolte gleichsam mit der Muse um die Liebe, die er ihr unwillkürlich geschenkt hatte. Sein Vater liebte die Schriftsteller nicht. Er sah die literarischen Neigungen seines Sohnes ungern und sparte nichts, um ihn von einer Laufbahn abzumahnern, die ihm keine Zukunft zu versprechen schien. Doch war der Vater selbst vielbelesen und ein Mann von Geist. In seinen Mußestunden schrieb er recht anmuthige Novellen, las sie dann des Abends der versammelten Familie vor, freute sich ihres Beifalls und — warf sein Manuscript ins Feuer.

Charles Nodier kam in seinen vertraulichen Unterhaltungen gern auf seine glückliche Jugendzeit zurück und schilderte sie mit jenem Reize, mit jener naiven Anmuth, die er seinen kleinsten Erzählungen zu geben wußte. Das Bild seiner heimathlichen Berge blieb ihm stets vor Augen, und sein träumerischer Geist kehrte aus dem Gewühl der Hauptstadt, aus dem Glanze des Ruhmes gern in jene friedliche Einsamkeit zurück. Auf dem Lande zu leben, in irgend einem entfernten Weiler seine Tage zu beschließen, war sein liebster Wunsch. Oft bedauerte er, nicht ein Handwerk gelernt zu haben. Da erzählte er denn wohl auch, daß, als er noch sehr jung war, ein elsfässischer Tischler, der gewöhnlich in dem Hause seines Vaters arbeitete, oft zu ihm gesagt habe: Junger Herr, Sie sollten mein Geschäft lernen. Man weiß nicht, was kommen kann, und Sie könnten es doch vielleicht eines Tages brauchen. — Warum habe ich, fügte dann der berühmte Schriftsteller hinzu, nicht auf den weisen Rath des ehrlichen Handwerkers gehört; ich bedaure täglich, daß ich ihm nicht gefolgt habe. Wäre ich nicht glücklicher geworden?

So war der lebenswürdige Mann, der anmuthige Schriftsteller, den der Tod kürzlich geraubt hat. Wer ihn kannte, wer sein Talent, seinen Geist liebte, wird gewiß nach den Blättern greifen, die seine letzten Gedanken enthalten. Francesco Colonna ist Charles Nodier's Schwanengesang. Man kann ihn ohne Bewegung nicht lesen: dieses liebliche Gemälde einer reinen und keuschen Liebe, in welchem seine Seele, bereit, das Leben zu verlassen, ihre letzte Flamme ausgehaucht, ihre letzte Thräne vergossen zu haben scheint. Die Fabel der Novelle ist übrigens höchst einfach, ohne die Verwickelungen und außerordentlichen Ereignisse unserer Modernen. Francesco, der Held dieser Geschichte, ist ein armer junger Maler von niedriger Herkunft, aber seine persönlichen Eigenschaften, sein Talent, sein beginnender Ruhm verschaffen ihm Zutritt in den vornehmsten Häusern von Venedig; er besucht namentlich den Palast der Leonora Pisani, einer der reichsten und schönsten Frauen jener Stadt. Dort hat der arme Künstler häufig Gelegenheit, die junge Prinzessin Polia, die schönste und reichste Erbin Italiens, zu sehen, und wird, wie man

bereits erräth, von der zärtlichsten Liebe zu ihr entzündet. Aber er begnügt sich, sie im Geheimen zu lieben, denn das Schicksal hat zwischen ihm und Polia eine unübersteigliche Kluft befestigt. In seiner Verzweiflung entschließt er sich, Mönch zu werden; er will sein Leben und seine Liebe im Schatten eines Klosters begraben. Drei Tage vor jenem, den er zur Ablegung seines Gelübdes bestimmt hatte, wird er zu einer Spazierfahrt bei Leonora Pisani eingeladen. Er kommt mit Polia allein in dieselbe Gondel. Veräuscht, bezaubert von den Blicken seiner Geliebten, läßt er sich das Geständniß seiner Liebe entschlüpfen und erfährt, daß er wieder geliebt ist. Die edle Jungfrau will ihrem Stande und ihrem Reichthum entsagen, aber der feinsühlende Francesco kann ein solches Opfer nicht annehmen. Die Gewißheit, geliebt zu seyn, genügt ihm, und er fühlt sich beglückt, daß er diesen süßen Gedanken mit in die Einsamkeit nehmen kann, wo er seine Tage beschließen will. Da er Polia auf Erden nicht besitzen kann, will er sich bestreben, sie für die Ewigkeit zu gewinnen. Noch am Abend desselben Tages verläßt Francesco seine Geliebte auf immer und begräbt sich voll himmlischer Hoffnung in ein Kloster.

In dieser Novelle finden sich alle jene Eigenschaften wieder, welche das Talent Charles Nodier's charakterisiren: dieselbe Biegsamkeit des Stils, dieselbe Reinheit, dieselbe Anmuth der Form, derselbe leichte Scherz. Wie lebendig und ergötlich weiß er seine Personen zu malen! wie tritt Alles charakteristisch heraus! Sieht es etwas Treffenderes, als folgendes Portrait, welches sich auf mehr als einen unserer Gelehrten anwenden ließe:

„Du erinnerst dich vielleicht unseres Freundes, des Abbé Lowrich, den wir in Ragusa, Spalato, Wien, München, Pisa, Bologna, Lausanne getroffen haben. Es ist ein ausgezeichnete, grundgelehrter Mann, der aber viele Dinge weiß, die man sich glücklich schätzen würde, zu vergessen, wenn man sie wüßte wie er: den Namen des Verlegers eines häßlichen Buches, das Geburtsjahr eines Thoren und tausend Spezialitäten derselben Art. Der Abbé Lowrich hat die Ehre, den wahren Namen des Ricinacius entdeckt zu haben, welcher Starcius hieß, und zwar, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, nicht Polycarpus Starcius, der acht schöne Hendekasyllaben auf die These des Kornmannus de vitibus und auf die These des Kornmannus de vitibus et doctrina scarabaeorum gemacht, sondern Martinus Starcius, der zweiunddreißig Hendekasyllaben auf die Flöhe geschrieben hat.“

Und nun das Kostüm:

„Ein Hut, wie es keinen weiter giebt; auf den Kopf gesetzt, wie man nie einen aufgesetzt hat; ein roth und grün gegittertes, wie ein Bindfaden zusammengeknüpftes Halstuch, das auf der linken Seite um vier gute Zoll über den Rockragen hervorragte, während es auf der rechten um eben so viel unter demselben verschwand; ein nachlässig gebürstetes Beinkleid, das auf dem einen Beine lang hinabhing, auf dem anderen sich mit einer gewissen Koketterie über dem Stiefelschafte zu einem Wulste faltete; endlich die gewaltige Brieftasche, die unzertrennliche Brieftasche, in der so viel Büchertitel, so viel Bemerkungen, so viel Pläne, so viel Skizzen, so viel für den Gelehrten unschätzbare Seltenheiten liegen, die aber der Trödler nicht aufheben würde. Man konnte sich nicht täuschen, es war Lowrich. Lowrich! rief ich, und wir stürzten einander in die Arme.“

Wir könnten aus Francesco Colonna noch manche andere nicht minder geistreiche Stelle ausheben, aber wir ziehen es vor, die reizenden Seiten herüberzunehmen, auf denen uns der Verfasser mit seiner gewohnten Anmuth das letzte Zusammentreffen Francesco's und Polia's schildert.

„Es war im Februar 1466. Der in diesem schönen Lande häufig zeitige Frühling begann, es mit seinem Reichthum zu überschütten. Polia schickte sich zur Rückkehr nach Treviso an, und ihre Cousine verdoppelte die bunten Feste, welche ihr den Aufenthalt in Venedig angenehmer, den Abschied schwerer machen sollten. Es war ein Tag festgesetzt zur Gondelfahrt auf dem großen Kanal und auf dem breiten und tiefen Arme, welcher die Stadt von ihrem Lido trennt. Francesco war unter den Einladungen Leonora Pisani's nicht vergessen worden, und der Brief, den er empfangen hatte, enthielt so lebenswürdige und rührende Vorwürfe über seine lange Abwesenheit, daß ihm eine abschlägige Antwort unmöglich war. Polia sollte überdies, wie wir erzählt haben, am folgenden Tage abreisen, und es läßt sich denken, daß Francesco sie noch einmal zu sehen wünschte, ungeachtet er gewöhnlich kalt empfangen wurde; denn indem er immer weiter über die große Veränderung nachgedacht hatte, welche so plötzlich in ihrem Benehmen vorgegangen war, war es ihm endlich deutlich geworden, daß diese eigensinnige Verwandlung einen anderen Grund haben mußte, als Haß. Er fand sich also auf der Treppe des Palastes Pisani

ein, welche zum allgemeinen Versammlungsort für die Abfahrt bestimmt worden war. Die Damen traten auf das verabredete Zeichen, maskirt und in ähnliche Dominos gekleidet, zusammen aus der Halle, und jede wählte nach üblicher Sitte, mit züchtiger Vertraulichkeit, zu welcher die Verkleidung berechtigt, den Reisegefährten, der ihr gefiel. Diese Gewohnheit, anmutiger und verständiger als jene, die ihr auf Bällen und Gesellschaften gefolgt ist, hatte ferner weit geringere Uebelstände, denn die Frauen sind niemals mehr um ihren Ruf besorgt, als in jenen seltenen Fällen, wo sie ihn allein bewachen müssen. Francesco wartete also unbeweglich und mit niedergeschlagenen Augen, bis man sich seiner erinnern würde, als eine niedliche Hand sich auf seinen Arm legte. Er empfing die Unbekannte mit beschreibender und ehrfurchtsvoller Dienstfertigkeit und führte sie in die bereitstehende Gondel. Einen Augenblick später wogte die zierliche Flotte beim Takte der Ruder auf dem ruhigen Spiegel des Kanals.

„Die Dame, welche sich zur Linken Francesco's gesetzt hatte, schwieg eine Weile, als müßte sie sich erst sammeln und eine unwillkürliche Bewegung bekämpfen; darauf löste sie die Schnüre ihrer Maske, warf diese auf ihre Schultern zurück und heftete ihre Augen auf Francesco mit jener sanften und ersten Sicherheit, welche erhabenen Seelen das Bewußtseyn ihrer selbst giebt. Es war Polia. Francesco zitterte; er fühlte, wie ein plötzliches Schauern durch alle seine Adern lief, denn das hatte er nicht erwartet. Darauf neigte er den Kopf und bedeckte seine Augen mit der Hand; es war ihm wie eine Art von Entweihung, Polia so nahe zu betrachten.

„Die Maske ist unnütz“, sagte Polia; „ich habe keinen Grund, von der Sitte Gebrauch zu machen, welche mir erlaubt, sie zu behalten; die Freundschaft bedarf ihrer nicht, und ihre Gefühle sind zu rein, als daß sie erröthen müßte, sie auszudrücken. Erstaunet nicht, Francesco“, fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, „daß ich von meiner Freundschaft zu euch rede, nach so viel Tagen eines strengen Zwanges, wo ihr wohl an ihr zweifeln konntet. Mein Geschlecht ist eigenen Gesetzen der Schicklichkeit unterworfen, welche ihm nicht erlauben, seine gerechtesten Zuneigungen den Urtheilen der Menge preiszugeben, und es ist nichts schwerer, als in richtigem Maße eine Gleichgültigkeit zu zeigen, die man nicht besitzt. Heute verlasse ich Venedig, und obgleich das Schicksal gewollt hat, daß ich in eurer nächsten Nachbarschaft lebe, ist es doch sehr wahrscheinlich, daß wir uns niemals wiedersehen. Es ist fortan keine andere Verbindung mehr möglich, als die der Erinnerung, und ich wollte euch kein falsches Bild von mir zurücklassen, noch auch eine traurige und peinliche Idee von euch mitnehmen, welche die Ruhe meines Lebens stören würde. Ich bin dem ersteren durch eine Erklärung zuvorgekommen, welche ich euch schuldig zu seyn glaubte; ich erwarte von eurer Aufrichtigkeit, daß auch ihr mich über das zweite durch ein Bekenntniß beruhigt, was ihr mir vielleicht auch schuldig seyd.“

„Seit einem Augenblicke hatte Francesco die Hand von seinen niedergeschlagenen Augen zurückgezogen; er wagte, Polia anzusehen, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit auf ihre Worte.

„Fräulein“, rief er, „Gott ist mein Zeuge! meine Seele hat kein Geheimniß, das euch nicht gehörte.“

„Eure Seele hat ein Geheimniß“, antwortete Polia, „ein Geheimniß, das eure Freunde betrübt, und dessen Mittheilung zu wünschen gewisse Personen von denen, die euch am meisten lieben, wohl einen Grund haben können. . . . Wenn man dem Gerüchte glauben darf, so steht ihr auf dem Punkte, mit der menschlichen Gesellschaft durchaus zu brechen und euch in ein Kloster einzuschließen. Ist es wahr?“

„Francesco schien von tausend widerstrebenden Bewegungen ergriffen. Er brauchte einige Minuten, sich zu sammeln.

„Ja, Fräulein“, antwortete er, „es ist wahr; alles das war wenigstens noch an diesem Morgen wahr. Ein plötzlich eingetretenes Ereigniß hat seitdem den Lauf meiner Ideen verändert, ohne jedoch meinen Entschluß zu ändern. Ich werde in ein Kloster treten, und meine Zusage ist unwiderruflich; aber ich werde mit getrostetem und freudigem Herzen eintreten, denn mein Daseyn ist vollendet, und ich kenne kein so glückliches auf Erden, welches ich beneiden möchte. In Armuth und Dunkelheit geboren, aber stärker als mein Schicksal, hatte ich mein Unglück nur nach der unendlichen Leere gemessen, in welche mein Herz versunken war; diese Leere ist ausgefüllt durch die selige Hoffnung: ihr werdet mein gedenken!“

„Polia sah ihn freundlich an: „Ich will“, sagte sie, „in euren Worten nicht ein bloßes Spiel der Phantasie sehen, oder eine jener schmeichelnden höflichen Redensarten, mit welchen man die Freundschaft hinlänglich zu bezahlen glaubt. Es scheint mir, als wenn diese künstliche Sprache der frohigen Menschen unter uns nicht statthaben könnte. Ich glaube mithin, daß ich anfangs, einen Theil der Dinge, die ihr mir gesagt habt, zu begreifen, bis auf euren Entschluß; aber“, fügte sie lächelnd hinzu, „ich begreife sie nicht hinlänglich.“

„Ihr werdet sie sogleich besser begreifen“, antwortete Francesco ermutigt, „denn ich werde euch Alles sagen. . . . Ach!“ fuhr Francesco fort, „das ist das Geheimniß, welches eure zu wohlwollende Reugier zu erfahren wünscht und welches meine Vernunft mich in meinem Herzen verbergen heißt. Aber wie kann ich wagen, euch diese traurigen und tief verborgenen Geheimnisse kranker Herzen zu enthüllen, welche Philosophie und Klugheit als eine kindische Schwäche des Geistes betrachten, und über welche die Erhabenheit eures Charakters euch zu weit erhoben hat, als daß ihr ihnen ein anderes Gefühl als Mitleid beweisen könntet? Ich liebe, Fräulein! . . .

„Ich liebe, ohne darüber nachzudenken, ohne die Folgen meiner ausschweifenden Leidenschaft zu überlegen, ohne die Zukunft zu fürchten, denn ich lebe ganz und gar den Eindrücken der Gegenwart. Ich liebe ein Wesen,

welches die ganze Welt kennen würde, wenn man die seltenen Eigenschaften schilderte, mit denen es bekleidet ist. . . . Ich liebe sie, ohne daran zu denken, daß sie edel ist vor allen Edeln, reich vor allen Reichen; daß ich der arme Francesco Colonna bin, der unbekannt Schüler Bellini's, und daß alle Anstrengungen eines glücklichen Fleißes mich niemals weiter führen würden, als bis zu einem unfruchtbaren Ruhme. Als die Ueberlegung mich aufgeweckt hatte, als ich mit erschrecktem Auge, mit dem bitteren Lächeln der Verzweiflung den Abgrund überfah, dem ich so weit entgegengegangen war, ohne es zu wissen, da konnte ich nicht mehr umkehren: ich war verloren. . . .“

„Wer weiß“, antwortete Polia lebhaft, „ob sie nicht denselben Schmerz, dieselbe Qual wie ihr empfindet? Wer weiß, ob sie nicht auf den Augenblick harret, es euch zu gestehen? Was würdet ihr sagen, wenn diese edle und reiche Jungfrau, deren Glanz euch blendet, aber deren Seele wahrscheinlich nicht ruhiger ist als die eurige, was würdet ihr sagen, Francesco, wenn sie euch freiwillig ihre Hand anböte, wenn sie, einer hohen unbeugbaren Macht gehorchend, sie euch verspräche!“

„Was ich sagen würde, Polia!“ antwortete Francesco mit kalter Würde, „ich würde sie verweigern. Um diejenige lieben zu dürfen, die ich liebe, muß ich ihrer bis auf einen gewissen Punkt würdig seyn, und mein beharrliches Bestreben war, meine Seele zu adeln, um sie der ihrigen näher zu bringen. Aber mit welchem Rechte könnte ich die Privilegien eines hohen Standes annehmen, welche die Gesellschaft mir versagt? Mit welcher Stirn könnte ich mich an den Tisch des Reichthums setzen, da ich nur Dunkelheit und Elend zur Mitgabe habe? O, tausendmal lieber den schrecklichen Gram, der mich verzehrt, als den schimpflichen Ruhm eines von der Welt zurückgestoßenen und von der Liebe bereicherten Abenteurers.“

„Ich hatte nicht geendet“, unterbrach ihn Polia. „Dies Bedenken ist übertrieben, aber ich begreife und theile es. Die Welt, wie sie ist, verlangt sonderbare Opfer, und jenes wurde euch vielleicht durch euren Charakter geboten; aber ein Charakter wie der eurige könnte es durch eine andere Entfagung ersetzen. Rang und Reichthum sind eigensinnige Gaben des Zufalls, deren man sich entkleiden kann, wenn man will. Der Künstler, der Dichter ist überall derselbe; überall giebt es Erfolge und Ruhm; aber jenseits eines Meeresarms ist die reiche und vornehme Frau, welche die eillen Privilegien ihrer Geburt abgelegt hat, nichts als eine Frau. Wenn diese Frau zu euch sagt: „Meinem Range entsage ich, meinen Reichthum verlasse ich, ich bin bereit, niedriger und ärmer zu werden als du und dir, als meiner einzigen Stütze, mein ganzes Leben in die Hand zu legen, — Francesco, was würdet ihr antworten?“

„Ich würde ihr zu Füßen fallen“, sagte Francesco, „und ihr antworten: Engel des Himmels! behaltet den Rang, den der Himmel euch gegeben hat; ihr sollt seyn und bleiben, was ihr seyd, und der Unglückliche, welcher fähig wäre, sich von dieser zärtlichen und erhabenen Aufwallung eures Herzens hinreißen zu lassen, hätte niemals verdient, einen Platz in demselben einzunehmen. Er kann sich zu euch nur durch eine beharrliche Resignation erheben, welche leicht ist für den Hoffenden und zumal für den, der wieder geliebt wird. . . . Meine Glückseligkeit ist nun vollendet: sie übertrifft alle meine Hoffnungen, da ihr mir Alles gewährt habt, was ihr bei den Verpflichtungen, die euer Name euch aufliegt, vermochtet. Ihr liebt mich, würde ich hinzufügen, und ihr werdet mich ewig lieben, da ihr vor dem Entschluß, euer Leben dem meinigen hinzugeben, nicht zurücksprahet. Euer Leben, Geliebte, nehme ich an, ich empfangen es als ein heiliges Pfand, von dem ich euch bald vor dem Herrn, unserem Richter, Rechenschaft geben werde; denn das Leben ist kurz, selbst für die Lebenden, was auch die schwachen Herzen sagen. Diese Erde ist nur ein Durchgangspunkt, in welchem die Seelen sich bewahren sollen; und wenn eure Seele, eben so schwach als ergehen, mit der meinigen vermählt bleibt während der Zeit, die uns noch zugemessen ist, so haben wir die ganze Ewigkeit für uns. . . .“

„Polia schwieg. „Ja! ja!“ rief sie dann begeistert, „Gott hat kein heiligeres, kein unverleglicheres Sakrament eingesetzt. So mußte eine Liebe, wie die eurige, ihre Hoffnung und ihre Pflichten in eine Ehe des Herzens vereinigen, welche den übrigen Menschen verborgen bleibt, und eure Himmelsbraut würde zu euch sprechen, wie ich zu euch spreche, wenn sie euch gehört hätte.“

„Sie hat mich gehört, Polia“, antwortete Francesco mit einem Strom von Thränen, indem er seinen Kopf in seine Hände sinken ließ.

„Ihr werdet also“, antwortete Polia, als ob sie die letzten Worte nicht gehört hätte, „in drei Tagen das Mönchsgewand zu Venedig anlegen?“ . . .

„Zu Treviso“, antwortete Francesco: „Das Glück habe ich mir nicht versagen können, sie wenigstens noch zuweilen zu sehen!“

„Zu Treviso, Francesco? wo ihr Niemanden kennt als mich!“

„Als euch!“ antwortete Francesco.

In diesem Augenblicke lag die Hand der jungen Prinzessin in der des jungen Malers. „Wir haben nicht bemerkt“, sagte sie lächelnd, „daß die Gondel anhielt, und daß sie schon zum Palaste Pisani zurück ist; aber wir haben uns auf Erden nichts mehr zu sagen. Dennoch ist unser letzter Abschied, wenn wir uns recht begriffen haben, nicht ohne Wonne, und unser erstes Wiedersehen wird noch wonnevoller seyn.“

„Lebe wohl auf ewig!“ sagte Francesco.

„Lebe wohl auf immer!“ sagte Polia. Darauf nahm sie die Maske wieder vor und stieg aus.

Am folgenden Tage war Polia zu Treviso. Drei Tage darauf hörte man vom Kloster der Dominikaner das symbolische Geläut, welches die Aufnahme eines neuen Mönches und seinen ewigen Tod für die Welt ankündigt. Polia brachte den Tag in ihrem Betzimmer zu.“

Etienne Pasquier und die Jesuiten.

(Schluß.)

Da die Jesuiten sahen, daß sie in offenem Kampfe nichts ausrichten würden, so ließen sie den Prozeß aufschieben; er wurde erst einige Jahre später nach dem Attentat Jean Chatel's auf die Person Heinrich's IV. 1594 wieder aufgenommen und erkludert. Aber Pasquier's Plaidoyer fand nicht, bestoweniger einen wunderbaren Wiederhall in Frankreich und im Ausland. Es wurde in alle Sprachen Europa's übersetzt. Der Advokat hatte in der That eine öffentliche Sache vertheidigt. Die Untersuchung, die er ange stellt, hatte das Verdienst, schon beim Ursprung des Streites so lähn zu seyn, als alle späteren, und in der That, so oft der Streit sich erneuerte, ist man auf dieses Plaidoyer und auf die Gründe, auf die es gestützt ist, zurückgekommen.

So hatte die Universität die Ehre, in diesem Kampfe nicht als die Vertheidigerin eines beschränkten Corporations-Interesse, sondern der wichtigsten Staatsmaximen zu erscheinen, und am Schluß seiner Rede ließ Pasquier ihr nur Gerechtigkeit widerfahren, indem er den Richtern sagte: „Die Sache, um die es sich hier handelt, meine Herren, betrifft nicht sowohl das Corps der Universität, als Euer Interesse und das Eurer Kinder, kurz der ganzen Nachkommenschaft. Und wenn alle diese Bedenken keinen Eindruck auf Euch machen, so rufen wir zum Schluß unseres Plaidoyer Gott zum Zeugen und erklären feierlich im Angesicht der Welt, daß wir unsere Pflicht nicht versäumt, damit, wenn unsere Besorgnisse sich bestätigen, wenigstens die Nachwelt erfahre, daß es diesem Jahrhundert nicht an Leuten gefehlt habe, die den künftigen Sturm lange vorhergesehen haben! Hoffen wir also, daß unsere Enkel sich erinnern werden, daß die Universität Paris, die erste in Frankreich und der Welt, nie müde war und nie müde werden wird, jede Art von Selten und Neuerungen zu bekämpfen, erstens zur Ehre Gottes und seiner Kirche, dann um der Majestät unseres Fürsten und endlich um der Ruhe und Sicherheit des Staates willen.“

Pasquier legte dem Ruhm, den er sich erworben, die Krone auf durch eine Uneigennützigkeit, von der das Barreau zu allen Zeiten Beispiele geliefert hat. Er verweigerte das Honorar, welches die dankbare Universität ihm schickte, indem er sagte, „er sey ihr Zögling, und die ganze Zeit seines Lebens stehe ihr zu Diensten.“

Pasquier's Ruf war durch diese Vertheidigung so fest begründet, daß er nun im Justiz-Palais weiter blieb. Im Jahre 1585, im Alter von sechsundfunfzig Jahren, beschloß er, öffentliche Functionen zu übernehmen, indem Heinrich III. ihn mit dem Amt eines General-Advokaten an der Rechnungs-Kammer bekleidete. Im Jahre 1588 wurde er zum Deputirten bei der zweiten Stände-Versammlung von Blois ernannt, wohin so viele berühmte Rechtsgelehrte geschickt wurden. Er sah sich so in die Angelegenheiten des Staats hineingezogen, und die große Kenntniß, die er davon hatte, zeigt sich an mehreren Stellen seiner Werke.

Pasquier stand mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit in Verbindung und unterhielt mit ihnen eine gelehrte Korrespondenz. Besonders befreundet war er mit Pierre Pithou und Loisel, die Beide seine Mitschüler, Beide Advokaten und, wie er, eben so sehr Männer von literarischer Bildung als Rechtsgelehrte waren. Unter Pasquier's Namen hat Loisel die unter dem Titel *Dialogues des Avocats* berühmte gebliebene Schrift herausgegeben. Die Veranlassung dazu bot ein Ereigniß, das damals die Advokatenwelt in Bewegung setzte. Das Parlament hatte nämlich im Jahre 1602 beschlossen, die Advokaten zur Beobachtung eines Artikels der Ordonnanz von Blois anzuhalten, der bisher nie beobachtet worden, und in welchem es heißt: „Die Advokaten sollen gehalten seyn, die Consultationen und andere Schriften, die sie für die Parteien machen, zu unterzeichnen und unter ihren Namenszug mit ihrer Hand zu schreiben, was sie als Honorar erhalten haben.“ Die Advokaten waren über den betreffenden Parlamentsbeschluß, worin „diejenigen, welche nicht gehorchen wollten, aufgefordert werden, es zu erklären, damit sie aus der Matrikel gestrichen und verhindert werden, ferner die Functionen eines Advokaten auszuüben“, so empört, daß sie, 307 an der Zahl, sich versammelten und einstimmig beschloßen, lieber öffentlich ihren Functionen zu entsagen, als sich ein Reglement gefallen zu lassen, das ihrer Ehre so nachtheilig sey. „Denn es sey ihrer Profession durchaus unwürdig, unter der Form eines bedungenen Lohns das Honorar zu verschlingen, das sie nicht forderten, sondern das man ihnen freiwillig anbiete, als Anerkennung so vieler Tugenden und ausgezeichneten Eigenschaften, die zu einem guten Advokaten gehören, besonders der Beredsamkeit.“ Diese Erklärung wirkte: es war nicht mehr die Rede von jenem Artikel der Ordonnanz von Blois, welchem übrigens die Advokaten mit Recht vorwarfen, „daß er in die Ordonnanz eingeschmuggelt sey, ohne von den Ständen berathen worden zu seyn.“ Loisel nimmt von diesem Ereigniß Veranlassung, zu den Ursprüngen der Advokaten-Profession hinaufzusteigen; seine Personen sind Pithou, Pasquier und die beiden Söhne des Letzteren, deren er sich bedient, „um die Alten auszufragen.“ Loisel selbst wendet sich dann an Etienne Pasquier: „Aber, weil wir nun so weit gekommen sind, so macht ihr uns vielleicht die Freude, ihr, die ihr so lange und mit so viel Ehre im Barreau und so beklüßten gewesen seyd, die Alterthümer und Eigenheiten unseres Frankreich zu erforschen, uns zu sagen, was ihr von dem Stand der Advokaten des Parlaments habt erfahren können. Ich meine ihre erste Einsetzung und Fortschritt, die Ehre und Würde ihrer Aemter, und insbesondere uns ihre Namen zu sagen und diejenigen zu bemerken, die einen bedeutenderen Rang unter ihnen eingenommen haben.“ Pasquier verlangt Aufschub bis zum nächsten Sonntag, um seine Materialien

zu sammeln; er verspricht, an diesem Tage ihre Neugier zu befriedigen. Daraus ist in der That die interessanteste Geschichte aller Männer hervorgegangen, welche, seitdem das Parlament einen festen Sitz bekommen, das Barreau und die Magistratur verherrlicht haben.

Im Jahre 1603 legte Pasquier in einem Alter von 74 Jahren sein Amt als Advokat des Königs zu Gunsten seines ältesten Sohnes, Theodor, nieder. Diese Arten von Substitutionen waren ehemals ziemlich häufig; hier war der Sohn wenigstens ein Mann von Verdienst und fähig, seinen Vater zu ersetzen. Drei seiner Söhne dienten in der Armee Heinrich's IV.; der jüngste wurde bei der Belagerung von Melun getödtet. So von den Geschäften befreit, kehrte der Rechtsgelehrte ganz zu seinen Büchern und Lieblingsstudien zurück und widmete den Rest seines Lebens der Literatur bis zu seinem Tode, der am 31. August 1613 stattfand in seinem 86sten Jahre. Man hat als eine Merkwürdigkeit angeführt, daß er sich selbst die Augen schloß. Er wurde in der Kirche Saint-Severin beerdigt.

Pasquier war ein Mann von entschiedenem Charakter und hellem Verstand. In den Religionskämpfen findet man ihn unerschütterlich in seinem Glauben und in seiner Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, als Centrum der katholischen Einheit; aber er liebt nicht die Unternehmungen, die Anmaßungen des Ultramontanismus; er verabscheut das Joch der Mönche und ihre Intriguen, er warnt vor ihren Uebergriffen; mit einem Wort, er hält mit gleicher Kraft an den Freiheiten der gallikanischen Kirche fest und an den Grundsätzen, auf denen die Unabhängigkeit der französischen Krone, die Freiheit der Bürger, die Würde des Landes beruht.

England.

Leben Shakspeare's, von Collier.

Als Ergänzung des Berichts, den wir vor kurzem über Knight's neue Biographie des großen britischen Dichters abstatteten, müssen wir hier einige Notizen über das allernueste Werk dieser Art mittheilen, welches in England erschienen ist. Es ist dieses *the Life of William Shakspeare*, von Collier, und bildet den ersten Band einer kritischen Ausgabe seiner Werke^{*)}, deren Bearbeitung dem Verfasser durch die Freigebigkeit des Herzogs von Devonshire und Lord Francis Egerton's erleichtert wurde, die ihm ihre reichen Bücher-Sammlungen zu Gebote stellten.

Ohne sich, wie Herr Knight, auf mehr oder minder wahrscheinliche Vermuthungen und Hypothesen über die dramatische Laufbahn des Dichters einzulassen, beschränkt sich Collier darauf, die wenigen Thatfachen, die durch Urkunden oder einigermaßen zuverlässige Data beglaubigt sind, einer genauen Prüfung zu unterwerfen und sie von allen Seiten zu beleuchten. Wie er versichert, hat er den mageren Vorrath unserer Kenntnisse durch einige „ganz neue und nicht unwichtige Einzelheiten“ bereichert; inzwischen drehen sich die von ihm gelieferten Beiträge meistens um untergeordnete Punkte, die ein äußerst sparsames Licht über die Individualität und noch weniger über den poetischen Charakter seines Helden verbreiten. So weist er z. B. nach, daß dieser im Jahr 1596 in Southwark wohnte, indem er in den Archiven des Dulwich Colledge eine Bittschrift der Einwohner jenes Stadttheils aufgetrieben hat, unter welchen sich der Name Shakspeare findet. Ist damit wirklich der „Schwan von Avon“ gemeint, so trifft man ihn hier in sauberer Gesellschaft, da sich eine der Bittsteller als „mother Golden the baude“ gerirt!

Von etwas größerem Interesse ist „a noote of corne and malt in Stratford Burrough, Warwick“ (Rechnung über Korn und Malz im Flecken Stratford, Grafschaft Warwick) aus dem Jahr 1597, die zur Zeit der damaligen Theurung aufgesetzt wurde und in der Wm. Shakspeare als der glückliche Besitzer von zehn quarters Getraide verzeichnet ist. Es erhellet aus diesem Dokumente, daß er auch während seines theatralischen Lebens sich zuweilen in seiner Vaterstadt aufhielt, wie man gleichfalls aus folgender Notiz erfährt, die ihn in der für uns neuen Rolle eines Kapitalisten und Spekulanten darstellt. „Am 24. Juli 1605“, schreibt Collier, „schloß William Shakspeare, der of Stratford-upon-Avon, gentleman, betitelt wird, einen Kontrakt über den Ankauf des langen Pacht-Termins der großen und kleinen Zehnten (erstere aus Weizen, Getraide, Früchte und Heu, letztere aus Wolle, Lämmern, Futterkraut u. s. w. bestehend) in den zur Grafschaft Warwick gehörigen Dörfern Stratford, Old-Stratford, Bishopston und Welcomb. Der Verkäufer war Ralph Huband, von Ippesley, Esquire, und aus dem jetzt vor uns liegenden Entwurfe des Kontrakts erfahren wir, daß der ursprüngliche Pachtbrief noch aus dem Jahr 1539 datirte und auf zweiundneunzig (four score and twelve) Jahre lautete. Er hatte also 1605 noch sechsundzwanzig Jahre zu laufen, wofür unser Dichter sich anheischig machte, die Summe von 440 Pfd. Sterl. zu entrichten, und es geht aus der jener Urkunde angehängten Quittung hervor, daß er vor Ausfertigung derselben den vollen Betrag einzahlte. Man konnte ihn mit Recht als „of Stratford-upon-Avon“ bezeichnen, da er dort nicht nur seinen beständigen Familiensitz hatte, sondern auch ansehnliches Eigenthum, sowohl an Häusern als an Ländereien, in der Stadt und der Umgegend besaß. Schon im Jahr 1602 war er mit diesem Titel bezeichnet worden, als er den beiden Combe^{**)} ein Grundstück von 107 Acres abkaufte, um es mit seiner Wohnung New Place zu vereinigen.“ Auch aus anderen Dokumenten geht es

^{*)} The Works of William Shakspeare, by J. Payne Collier. London, 1844.

^{**)} William und John Combe. Wahrscheinlich war Letzterer der bekannte Bucherer auf den Shakspeare eine heisende Grabchrift verfertigt haben soll.

hervor, daß der Barde von Avon ein eben so tüchtiger Geschäftsmann war, wie später der Dichter von Abbot'sford, und daß er bei aller Genialität seinen pecuniären Vortheil nicht vernachlässigte; so finden wir, daß er im Jahr 1604 einen gewissen Rogers wegen einer Forderung von 1 Pfd. 13 Sh. (für geliefertes Korn) verklagte, und auch im Juni 1610 war bei dem Stadtgericht (borough court) in Stratford ein Prozeß anhängig, den Shakspeare gegen einen seiner Schuldner um eine geringfügige Summe führte.

Ueber die Aeltern des Dichters enthält die Collier'sche Biographie einige neue Angaben; von dem Schicksale der übrigen Mitglieder seiner Familie erfahren wir dagegen eben so wenig, wie aus früheren Schriften. Seine Mutter war eine geborene Arden, die siebente und jüngste Tochter des Robert Arden, Ackerbauers (husbandman) aus Wilmecote in der Grafschaft Warwick.^{*)} Sie vermählte sich um das Jahr 1557 mit John Shakspeare, Handschuhmacher zu Stratford, dem sie folgende Kinder gebar: 1. Joan (Johanna), getauft in Stratford am 15. September 1558, soll jung gestorben seyn. 2. Margaret, getauft in Stratford am 2. Dezember 1562, begraben ebendasselbst am 30. April 1563. 3. William, getauft in Stratford am 26. April 1564. 4. Gilbert, getauft in Stratford am 13. Oktober 1566. Er soll bis zur Restauration (1660) gelebt haben, wird aber in dem Testamente seines Bruders nicht erwähnt. 5. Joan, getauft in Stratford am 15. April 1569, verheiratet an William Hart, einen Hutmacher in eben diesem Städtchen. 6. Anne, getauft in Stratford den 28. September 1571, begraben ebendasselbst am 4. April 1579. 7. Richard, getauft in Stratford am 11. März 1573, begraben ebendasselbst am 4. Februar 1612. 8. Edmund, getauft in Stratford am 3. Mai 1580, begraben in der Heilands-Kirche (St. Saviour's Church) zu Southwark am 31. Dezember 1607. „Mary Shakspeare überlebte ihren Sohn Edmund etwa acht Monate und wurde am 9. September 1608 in Stratford begraben. Wenige Umstände in dem Leben unseres großen Dramatikers können mit größerer Wahrscheinlichkeit vorausgesetzt werden, als seine Gegenwart bei der Beerdigung seiner Mutter. Die Kindespflicht mußte ihn bei dieser Gelegenheit nach seiner Vaterstadt rufen, was auch durch die Thatsache bestätigt wird, daß er dort am 16ten des folgenden Monats bei einem Knaben, Namens William Walker, zu Gevatter stand. Shakspeare's Mutter wohnte vermuthlich in New Place, dem Hause ihres Sohnes, von wo aus, wie man schließen darf, die Leiche ihres Gatten sieben Jahre vorher zu Grabe getragen wurde. Wenn sie bei ihrer Verheirathung mit John Shakspeare im J. 1557 das Alter der Volljährigkeit erreicht hatte, so mochte sie bei ihrem Ableben etwa zweiundsiebzig Jahre zählen.“

Die Nachrichten unseres Verfassers über den alten Shakspeare scheinen die hergebrachte Meinung zu bestätigen, daß er in seinem späteren Alter verarmt sey und sein Leben in dürftigen Umständen beschloffen habe. Knight hatte dies bekanntlich in Abrede gestellt und ihn als einen wohlhabenden Bürger geschildert, der sogar nach dem Stande eines Landedelmanns trachtete. Hiermit ist aber folgendes Dokument aus dem Jahr 1592 in Widerspruch: „Sir Thomas Lucy, Sir Juss Greville, Sir Henry Goodere, Sir John Harrington und vier Andere waren zu Commissairen ernannt, um Untersuchungen in der Grafschaft Warwick über solche Personen anzustellen, die als Jesuiten, katholische Priester, Flüchtlinge und Sektirer (recusants, nonconformists) bezeichnet wurden. Sie legten am 23. September 1592 dem Geheimen Rath einen Bericht vor, der den Titel eines „zweiten Certificats“ führt und nach den verschiedenen Distrikten, Kirchspielen u. s. w. in Abschnitte getheilt ist. Unter diesen Abschnitten findet man auch einen auf Stratford bezüglichen, in welchem mehrere Recusants aufgezählt werden, die, „den Gesetzen Ihrer Majestät zuwider, den monatlichen Kirchenbesuch vernachlässigt haben, und zwar, wie man glaubt, aus Furcht vor Schuld-Arrest, oder anderer schlimmeren Vergehen halber, oder auch wegen Krankheit, Alter und körperlicher Schwäche.“ Die genannten Individuen sind folgende:

Mr. John Wheeler.	William Bainton.
John Wheeler, dessen Sohn.	Richard Harrington.
Mr. John Shakspeare.	William Bluelen.
Mr. Nicholas Barneshurst.	George Bardolphe.
Thomas James, alias Gyles.	

Diesen Namen gegenüber liest man die eingeklammerte Bemerkung: „Es heißt, daß diese legten neun aus Furcht vor Schuld-Arrest (process of debt) nicht zur Kirche kommen.“ — Nicht wenig überraschend ist es, in diesem Verzeichniß zwei so alte Bekannte — Bluelen und Bardolphe — anzutreffen: den ehrlichen wallisischen Feldhauptmann aus Heinrich V. und den rothnasigen Schildknappen des „süßen Jach Falstaff“. Jene beiden Stratford'ser Spiessbürger ließen es sich gewiß nicht träumen, daß ihren ehrlichen Familiennamen ein so unsterblicher Ruhm bevorstehe, und daß der Knabe, den sie vielleicht oft auf ihren Knien gewiegt hatten, sie in der Literatur aller Völker und Zeitalter verewigen würde.

Obgleich John Shakspeare die höchsten Municipal-Würden seiner Vaterstadt bekleidete, war er doch des Schreibens unfähig, und man hat mehrere Dokumente, worin er sich, statt seines Namens, mit einem Kreuze unterzeichnet. Dessenungeachtet war er, dem Anschein nach, ein Liebhaber des Theaters, da die ersten dramatischen Vorstellungen in Stratford, von denen wir Kunde

^{*)} Der Familienname des seßigen Lord Abbot's ist Arden. Ob er mit jenen Arden's verwandt ist, wissen wir diesen Augenblick nicht anzugeben.

haben, unter seiner Anführung stattfanden. „Der Zeitpunkt ist nicht genau angegeben, aber im Jahr 1569 empfingen die Schauspieler der Königin (the Queen's Players) neun Shillings aus dem städtischen Fonds, während in demselben Jahre die Diener des Grafen von Worcester nur zwölf Pence erhielten. 1573 wurde den Schauspielern des Grafen von Leicester (an deren Spitze der bekannte James Burbage stand) die Summe von sechs Shillings und acht Pence verabreicht, und im folgenden Jahre bewilligte man den unter dem Schutze der Grafen von Warwick und Worcester spielenden Truppen eine Vergütung von 17 Sh. und 3 Sh. 6 Pence. Es ist unnöthig, die Summen anzuführen, die zu verschiedenen Zeiten von dem Amtmann (bailiff), den Aldermännern und den Bürgern auf theatralische Darstellungen verwendet wurden; wir bemerken nur, daß die Schauspieler der Grafen von Leicester und Worcester 1577 von neuem auftraten, und daß im J. 1579 eine Gesellschaft in Stratford erschien, die — ein höchst seltener Fall! — unter dem Schutze einer Dame, der Gräfin von Essex, stand. „Lord Strange's Leute“ (die aber nicht Schauspieler, sondern Gaukler waren) traten in demselben Jahre auf und im J. 1580 die Komödianten des Grafen von Derby. 1581, 1582 und 1583 gaben die Schauspieler des Grafen von Worcester, Lord Berkeley's und des Lord Chandos nach einander ihre Vorstellungen, und im folgenden Jahre wurde das Städtchen gar von drei Schauspielertruppen besucht. 1587 theilte der Magistrat Belohnungen an fünf Gesellschaften aus: an die Schauspieler der Königin, an die der Grafen von Essex, Leicester, Stafford und an noch eine, deren Patron nicht genannt wird.“ Viele der älteren Mitglieder des Londoner Theaters, die Freunde und Genossen William Shakspeare's, stammten wie er aus der Grafschaft Warwick. Burbage und Thomas Greene wurden am Ufer des poetischen Avon geboren, und die Namen Heminge, Slye und Nicholas Tooley werden in den Musterrollen der Grafschaft für das Jahr 1569 erwähnt.

Aus obigen Andeutungen wird man den Charakter der Beiträge ermessen können, welche dieses Werk zu einer kritischen Lebensgeschichte des Dichters liefert. Das hauptsächlichste Verdienst desselben besteht in der Genauigkeit, mit der es einige, bisher unbekannte oder vernachlässigte Details hervorhört und zergliedert, die sich jedoch größtentheils eher auf die Familie und Umgebungen Shakspeare's als auf ihn selbst beziehen. Ueber die Hauptmomente seines Lebens: die Wilddiebsgeschichte, seine Heirat und ihre Beweggründe, seine Flucht nach London und dortigen Schicksale, ist nur wenig Licht verbreitet, weshalb auch der Verfasser nach Erörterung der streitigen Punkte seinen Lesern den wohlgemeinten Rath giebt, ihrem eigenen Urtheil zu folgen.

Mannigfaltiges.

— Französische Akademie der Frauen. In Paris giebt es jetzt eine weibliche Akademie, die ihre Sitzungen in den Sälen des Athenäum's hält. Graf Jules v. Castellane ist der Nichelien dieser neuen französischen Akademie. Die Ansprüche, die zur Aufnahme berechtigen, sind, wie es scheint, bisher noch nicht festgestellt; sobald jedoch der Verein völlig konstituiert seyn wird, wollen die Begründerinnen neue Mitglieder nur durch Wahl und Auzelung aufnehmen. Alle Damen-Celebritäten von Paris, mit Ausnahme von George Sand, die sich ein Mann zu seyn fühlt und daher so stolz war, sich fernzuhalten, haben sich bereits einschreiben lassen. Die ersten akademischen Stühle sind durch die Damen Virginie Ancelot, Desbordes-Balmore, Louise Collet &c. besetzt. Es ist zugleich davon die Rede, akademische Preise zum Werthe von 4000 Fr. zu begründen. Die Revue de Paris berichtet über diese Akademie: „Bereits hat man sich drei- oder viermal versammelt, aber nachdem man lange gesprochen, hin und her gestritten und vom Hundertsten aufs Tausendste gekommen war, hat sich die gelehrte Versammlung über keine der ihr vorliegenden wichtigen Fragen einigen können. Die erste Sitzung ging über den einfachen Vorschlag, eine Alterspräsidentin zu ernennen, aus einander; keine, ja nicht eine Einzige fand sich bereit, eine Ehre anzunehmen, die mit ihren Jugend-Ansprüchen in solchem Widerspruch stand, und Alle verließen daher den Saal. — O, Molière, wo bist Du? — Herr v. Castellane mußte sich entschließen, in den späteren Sitzungen selbst die Präsidentsur zu übernehmen; seine Autorität war jedoch nicht ausreichend, Ordnung in die Debatten zu bringen und die weiblichen Eitelkeiten alle niederzuhalten.“

— Bibliographie der Freimaurerei. Das unter diesem Titel so eben vom Dr. Med. Georg Alos bei Joh. David Sauerländer in Frankfurt a. M. herausgegebene Buch (XIV. u. 430 S.), welches auch alle Schriften umfaßt, die in lateinischer, französischer, englischer, schwedischer, dänischer und holländischer Sprache über die Freimaurerei sowohl als über die mit ihr in Verbindung gesetzten geheimen Gesellschaften (Tempelherren, Rosenkreuzer, Afriatische Brüder, Illuminaten, Zugenbund, Carbonari &c.) seit dem J. 1723 erschienen sind, giebt von 3393 verschiedenen Schriften Nachricht, abgesehen von den in den Nachlesen und Berichtigungen enthaltenen Zusätzen. Für Freimaurer, so wie für diejenigen, die an der Geschichte dieser seit länger als einem Jahrhundert mit gleicher Uebertreibung verherrlichten und geringgeschätzten Institution ein Interesse nehmen, kann das genannte Buch nur eine willkommenere Erscheinung seyn.